

~ Kapitel 14 ~

Hoffnung ist eine wichtige Motivation für uns Menschen. Ohne sie fallen wir. Wir klammern uns daran wie an einen Strohalm im Sturm. Wir krallen uns fest, egal wie tief wir abgerutscht sind. Erst wenn wir uns hundertprozentig sicher sind, dass es keinen Sinn ergibt, lassen wir los. Die Hoffnung hat aufgegeben. So lange hält sie uns aufrecht und lebendig. Wir warten sehnsüchtig darauf, dass sie sich erfüllt. Hoffnung ist das, was uns am Leben hält.

Henry hatte gehofft, dass sein Freund ihn und Eyana nicht zu einer Party in Oakland einlädt. Doch er hat es getan. Eyana freut sich offenkundig, als Henry ihr die Nachricht überbringt, auch wenn er dabei ziemlich unglücklich aussieht.

»Ich mach das nur, weil ich dich echt mag, Cousinchen«, stöhnt Henry. »Sag meiner Mom bloß nichts davon, sonst kannst du dein Studium hier vergessen. Die erzählt das doch brühwarm deiner Mutter und die holen dich mit einem SWAT-Team hier ab, wenn die das mitkriegen.«

»Du hast doch nur Angst, nicht mehr Mamas Liebling zu sein«, kontert Eyana und fängt sich einen dezenten Schlag gegen den Oberarm ein.

Henry lacht und umarmt seine Cousine. »Vielleicht kann dir ja mein Freund endlich mal die Augen öffnen und dir klarmachen, dass es besser ist, dich von dort fernzuhalten, wenn wir es dir nicht ausreden können.«

»Vielleicht«, erwidert Eyana, »vielleicht aber auch nicht.« Sie sieht Henry fest in die Augen, während sie einen Moment lang schweigt. »Mir ist das wirklich wichtig, auch wenn es vielleicht nicht ganz ungefährlich sein sollte. Ich möchte Fayth treffen, und dabei lasse ich mir von niemandem reinreden.« Die beiden schauen sich direkt in die Augen und ich sehe, was Henry erkennen muss: Man sieht ihr an, dass sie sich nicht so schnell aufhalten lässt. Eyana meint, was sie sagt, und Henry akzeptiert ihre Entscheidung. Er streichelt Eyana über die Wange und sagt: »In Ordnung, dann muss ich das wohl hinnehmen. Aber sag mir, was genau du vorhast. Dann kann ich dich wenigstens hinfahren oder mir ein Alibi überlegen, falls meine Mutter mich ausquetscht.«

Ich finde es gut, dass Henry Eyana nicht verurteilt. Ich möchte, dass Fayth als Teil von Eyana akzeptiert wird, ebenso wie ich akzeptiert werden möchte. Mein Leben, meine Geschichte, meine Erfahrungen. Alles, was mich bisher ausgemacht hat.

Das Treffen von Eyana und meiner Schwester kann stattfinden. Ich bin froh darüber. Ich habe schon Einflussmöglichkeiten in meiner Rolle, aber den Willen einer Person zu brechen, das geht nicht. Ich finde es echt schade, je länger ich darüber nachdenke. Trotzdem läuft alles nach Plan, was mich sehr zufriedenstellt.

Ich freue mich auf die Party.



»Du bist also die Kleine, die unbedingt mal einen Adrenalinkick braucht, ja?«

Ich finde den Typen nervig, sobald ich ihm begegne. Auf der Straße an einer Ecke in Oakland erwartete er uns kaugummikauend. Der absolute Macho. Eyana reagiert angespannt auf die Anwesenheit von Henrys Freund Steven. Seine dunklen Klamotten lassen ihn beinahe mit der Dunkelheit der Nacht verschmelzen, als Eyana mit Henry die Party Location erreicht. Ich glaube nicht, dass Steven ein vertrauenswürdiger Typ ist, so wie er hier vor dem Haus herumlungert. Er wohnt zwar in einer der sichereren Gegenden von Oakland, aber das Gebäude, das er im Rücken hat, ist schon in die Jahre gekommen. Die Farbe blättert an der Hausfassade ab und liegt um den Sockel herum verteilt. Das Gebäude war ursprünglich in einem zarten Gelbton gestrichen, der sich jetzt wieder an der Oberfläche abzeichnet. Hier gibt es keine Straßenlaternen. Der einzige Lichtblick ist der Strahler am Vordach des Häuschens, der den Vorgarten beleuchtet. Der Zaun entspricht jedem Klischee. Er ist hoch und besteht aus Maschendraht. Ich sehe vor meinem geistigen Auge die Tänzer der „Westside Story“ daran hochklettern und ästhetisch hinabspringen. Ein Schild mit der Aufschrift „Vorsicht, Kampfhund!“ warnt vor dem Tier, das mit gespitzten Ohren hinter Steven und dem Zaun an einer Kette angebunden ist. Eyana hat Angst. Ihre Augen sind aufgerissen und ihr Herz schlägt ihr bis zum Hals. Henry mustert sie von der Seite und in diesem Moment lese ich seine Gedanken. Er hofft, dass diese Begegnung sie zur Vernunft bringt. Eyana schluckt kurz. Kämpft und reicht Steven die Hand.

»Genau die bin ich. Ich weiß nicht, was Henry dir über mich erzählt hat, aber ich habe einen sehr persönlichen Grund, Oakland besser kennenzulernen.« Ihre Stimme bricht am Ende ein wenig, aber ich finde die junge Frau beeindruckend.

»Ja, die Geschichte mit Nevaeh. Ja, das weiß ich. Damals habe ich auch darüber geschrieben. Krasse Sache«, sagt Steven und kratzt sich im Nacken. »Allerdings leider Alltag auf den Straßen hier. Einen Tag später sind zwei Jungs keine 4 Blocks entfernt gestorben.« Ich finde es daneben, dass er meinen Tod aufgrund der anderen Morde so runterrechnet. In einer Reihe von Hunderten. Für Eyana hatte mein Tod durchaus eine Bedeutung. Für meine Familie war es bedeutend. Für mich persönlich war es das, denn ich bin nicht mehr so hier anwesend wie die Lebenden. Mein Tod hatte Eyanas Leben verändert, und sie wollte irgendetwas zurückgeben. Welcher Grund sonst könnte sie dazu bringen, ihr Leben in Gefahr zu bringen und ihre Familie zu belügen? Ich bin kurz davor, Steven die Meinung zu geigen.

»Kommt erst mal rein«, sagt Steven und tritt einen Schritt zur Seite. Henry legt beschützend die Hand in Eyanas Rücken. Lässt sie vorangehen. Der Hund kommt einen Schritt näher und knurrt. »Beachtet ihn nicht. Der tut nichts.«

Von wegen. Ich glaube, ich kann in den Augen dieses Viehs erkennen, wie es sich vorstellt, Henry anzuspringen und in den Arm zu beißen. Die haben ihn darauf trainiert, seinen Aggressionen freien Lauf zu lassen. Ich glaube nicht, dass das Tier dafür verantwortlich ist. In den Hinterhöfen finden fast jedes Wochenende illegale Hundekämpfe statt. Auch dieser Hund hat schon so einiges erlebt. Dass er noch hier ist, heißt, er ist effizient. Oder Steven hat ein Händchen für Tiere.

Der Vorgarten ist nicht gepflegt. Hier spielt und lebt der Hund. Überall liegt Kot und es riecht nach dem armen Tier. Eyana hält sich am Rand des gepflasterten Weges auf, durch dessen Betonrisse sich die Natur Stück für Stück durchsetzt. Am besten nicht zu nah ran an den Hund, der an seiner Kette zerrt. Sein Knurren geht in Rapmusik über, als sie näher an das Haus kommen. Man sieht die Schatten der Feiernenden hinter den geschlossenen Fenstern mit den fleckigen Vorhängen. Lachen und Grölen mischen sich mit lauten Bässen. Je näher sie zur Haustür laufen, desto weniger riecht es nach Hundedreck, sondern süßlich. Eyana runzelt die Stirn und sieht ihren Cousin fragend an. Der grinst vielsagend. Sie ist nicht erfahren. Sie hat offenbar keine Ahnung, dass hier viele Leute Cannabis konsumieren. »Gras«, flüstert Henry und achtet darauf, dass Steven ihn nicht hört. Als der die Tür öffnet, wummern die Bässe so laut, dass ich kurz schwankte. Meine anfängliche Leichtigkeit verfliegt und ich dränge mich hinter Eyana, um dem Bass zu entkommen. Außerdem habe ich keine Angst hier, deshalb gebe ich diese Ruhe an sie weiter. Es dauert nicht lange, bis sie

trotz der ungewohnten Umgebung entspannt. Henry bemerkt es ebenfalls und wirft ihr einen erstaunten Blick zu. Er scheint zu denken, dass der Rauch des Marihuanas ausreicht, um seine Cousine abheben zu lassen.

»Willkommen auf meiner kleinen Hausparty«, sagt Steven und streckt die Arme aus. Auch Eyana ist in Stevens Haus willkommen und das gibt ihr noch mal mehr Sicherheit.

»Auch ein Bier?«, fragt Henry, und als Eyana nickt, macht er sich auf den Weg in die Küche, um welches zu besorgen.

»Henry hat mir erzählt, dass du eine Verabredung mit der Schwester deiner Spenderin Nevaeh hast.« Steven lässt sich auf eine abgewetzte Ledercouch fallen, an deren Armlehnen der Stoff schon mitgenommen aussieht. Zögernd setzt sich Eyana zu ihm. Sie schaut sich im Haus um. Der Boden ist verdreckt von den vielen Besuchern und war es bestimmt vor der Party schon. Auf den Kissen des Sofas finden sich Hundehaare, sodass sie es vermeidet, sich anzulehnen.

»Ja, genau«, antwortet Eyana und wirkt etwas überfordert mit dem Gespräch.

»Du möchtest also etwas über Brookfield erfahren und wo die junge Dame gewohnt hat?«

»Ich war schon fast da«, erwidert Eyana. »Allerdings hatte ich dann eine Autopanne.« Steven zieht die Augenbrauen hoch.

»Brookfield ist nicht der richtige Ort für eine Frau wie dich, um eine Panne zu haben. Wie hast du die Situation gelöst?«

Henry kommt zurück und gibt Eyana ein Bier. Sie nimmt einen kleinen Schluck des bitteren Getränks. Sie hofft, dass der Alkohol sie weiter entspannt. Das Sofa sackt ein Stück tiefer zusammen, als Henry sich setzt und Eyana erwartet, dass es unter dem zusätzlichen Gewicht seufzt.

»Das war eigentlich gar kein Problem. Ein paar junge Männer waren so nett und haben mir geholfen, das Notrad drauf zu montieren.«

Henry schnaubt. »Das ist ja ziemlich untertrieben, Eyana. Du hattest einfach Glück.« Er wendet sich an seinen Freund. »Was sie dir verschweigt, ist, dass es sich ganz sicher nicht um normale Jungs gehandelt hat, die ihr da geholfen haben. Das hätte auch anders ausgehen können.«

»Und du warst über der Grenze von Brookfield?«, hakt Steven nach und Eyana nickt zustimmend. »Dann waren das mit Sicherheit keine normalen Jungs. Ich denke, das waren welche von der ‚98 Crew‘. Das ist deren Revier.«

»Shit, Eyana. Das ist die Gang von Nevaehs Bruder«, sagt Henry und rutscht auf seinem Sitz hin und her.

»Ist Rooke Nevaehs Bruder?« Steven ist erstaunt. »Ich wusste gar nicht, dass der noch eine Schwester hat.« Er kratzt sich wieder am Nacken.

Henry schüttelt neben Eyana den Kopf. Ich verfolge das Gespräch aufmerksam. Ihre Sätze sind kurz und kommen schnell hintereinander, wie bei einem Tischtennispiel. Ich grinse, aber niemand sieht es. Es ist spannend, was Menschen über einen wissen, die man nicht kennt.

»Nein, ihr Bruder heißt Autry. Er steht aber wohl recht nah in der Hierarchie der ‚98er‘ bei Rooke.« Steven nickt abwesend. Er streicht sich gedankenverloren mit einer Hand über den imaginären Bart und grübelt eine Weile. Eyana dreht die Bierflasche zwischen ihren Händen. Wir sind uns sicher, dass wir nicht wissen wollen, was wir von Steven hören werden. Er wird wie alle anderen eine lange Rede darüber halten, was Autry alles verbochen hat. Als Journalist aus dieser Gegend kennt er sich aus. Wie erwartet, bestätigt sich meine Vermutung. Ich schalte auf Durchzug und nutze die Gelegenheit, mich näher auf der Party umzusehen. Steven hat die Musik beim Reinkommen leiser gemacht, was alle akzeptiert haben. Er ist hier der Hausherr und alle respektieren das. Deshalb kann man sich hier auch unterhalten. Viele sitzen auf dem Boden, ein paar Gäste tanzen. Die meisten Leute halten sich in der schäbigen Küche auf und scharren sich um das Büfett. Die Auswahl ist nicht besonders groß. Pizza, die in den Kartons langsam ergraut und deren Fettspuren auf der Pappe zu sehen sind. Chips und Alkohol sind auch dabei. Es gibt jede Menge Alkohol. Die Gespräche sind uninteressant. Die Gäste haben alle einen Job, viele sind Kollegen von Steven, daher regen sie sich über ihre Chefs auf oder tauschen Neuigkeiten aus der Redaktion aus. Es gibt keinen Klatsch oder Tratsch von der Straße und schon gar keinen aus Brookfield. Ich gehe wieder zu Eyana, die nicht besonders gut gelaunt aussieht, seit Stevens Rede vorbei ist. Ich kann sie gut verstehen. Ich finde es auch ziemlich anstrengend, wie negativ alle über meinen Bruder sprechen.

»Wenn du Fayth triffst, vermeide es einfach, auf Autry und seine Kumpels zu treffen. Die lassen dich nicht noch mal aus den Augen. Wenn du unbedingt da hinfahren willst«, beendet Steven seine Rede. Zuckt mit den Schultern. Er sagt, was er zu sagen hat, ohne zu erwarten, dass Eyana ihre Idee aufgibt. Wenigstens etwas. Ich atme durch.

Henry sitzt weiterhin neben seiner Cousine, die Miene verkniffen. Er stützt die Unterarme auf die Oberschenkel und hält die Bierflasche zwischen den Händen. Er wirkt nicht erleichtert über diese Wendung. Offenbar hat er gehofft, dass Steven Eyana die ganze Sache mit drastischen Worten ausredet. Aber er hat nichts gesagt, was ihre Meinung aufweicht. Da bin ich mir inzwischen sicher und werde etwas überheblich.

Wir halten an diesem Weg fest.